eisige Nordwestwind, die Temperatur ging weiter zurück und um 4 Uhr nachmittags wurden bei 51·4% relativer Luftfeuchtigkeit nur mehr 2·8° C gegen 16·2° C vorgestern um dieselbe Zeit registriert. Dabei steigt der Luftdruck konstant, er betrug nachmittags um 4 Uhr 740·5 gegen 739·9 Millimeter früh. Einige Male gab es wohl für kurze Zeit etwas Sonnenschein, aber aus Nordwesten zog fortgesetzt regendrohendes Gewölk auf und einige Male tänzelten auch Schneeflocken durch die Luft. Im Wienerwaldgebiete schnitte es mehrmals stärker, doch zerrannen die Flocken sofort, da der Boden infolge der vergangenen Wärmeperiode bereits stärker durchwärmt war. Der Vegetationsentfaltung kam der vorgestrige ausgiebige Regen sehr zu statten und das kühle Wetter hat, insolange nicht Frostwetter eintritt, auf das Keimen, Knospen und Entwickeln der Vegetation keinen nachteiligen Einfluß.

Dagegen liegen aus den Sudetenländern, den nördlichen Alpenländern, Südfrankreich und der Schweiz Frostmeldungen vor. Früh hatten Aussig, Deutschbrod, Lemberg, Feldkirch, Zell am See, Ischl, Salzburg, Kremsmünster, Scheibbs, Zürich und Clermont Schneefall. In der Ostsee herrscht orkanartiger Sturm. Ein intensiver Kälteeinbruch ist gleichwie in Finnland auf den Alpenhöhen erfolgt. Es herrscht anhaltend starker Schneefall, zeitweise Schneesturm. Auch auf der Rax und dem Schneeberg ist ein neuerlicher empfindlicher Kälteeinbruch und reichlicher Schneefall zu verzeichnen. Im Adriagebiet herrscht trübes, windiges Wetter bei bewegter See, doch bleibt es sehr warm.

In Innsbruck herrscht seit vorgestern ein leichter Schneefall, während auf den umliegenden Bergen die Schneedecke bis zur Talsohle reicht.

Die Ursache dieses Wettersturzes liegt in dem Fallgebiete, welches im Süden liegt, sich nach Norden erstreckt und mit einem über Nordwestrußland lagernden Fallgebiet vereinigt, während von Island her ein ausgebreitetes Hochdruckgebiet sich südöstlich vorschiebt und in England, Frankreich, Deutschland und in unseren Gegenden den Temperatursturz herbeiführte. Die allgemeine Wetterlage läßt wohl ein teilweises Aufklären des Wetters erwarten, doch bleibt es kühl und stark windig.

Frostschäden in Ungarn.

Budapest, 4. April.

Aus allen Teilen des Landes treffen Berichte über einen Wetterumschlag ein. Nicht nur aus den nördlichen Landesteilen, sondern auch aus dem Alföld berichtet man über orkanartige Stürme und starken Schneefall. In Mateszalka, Lipik, Hajdu-Böszörmeny und Kölesd werden bereits Klagen über Frostschäden an den Obstbäumen laut. In Budapest und Umgebung sank das Thermometer heute bis auf 0° C. Abends ging ein leichter Schneefall nieder.

* * *

Nach dem amtlichen Wetterbericht meldeten gestern morgen: Wien 0·4, Petersburg —7·8, Warschau —0·4, Moskau 3·5, Kiew 3·0, Scilly 3·3, Isle d'Aix 3·0, Paris 0·0, Hamburg —1·0, Berlin —2·2, München —2·4, Feldkirch —1·6, Prag —1·1, Budapest 5·4, Hermannstadt 10·3, Serajewo 7·4, Triest 8·0, Lesina 11·6, Florenz 9·8, Rom 11·6, Neapel 11·8, Palermo 13·3, Sonnblick —18·9, Schmittenhöhe —1·4, Semmering —4·2° C. — Prognose: Vorübergehende Aufheiterung, ohne wesentliche Niederschläge, kalt, Nordwestwinde lebhaft.

Hermann Bahr über Arbeitslosigkeit.

„Das deutsche Problem."

München, April.

In dem soeben erschienenen Hefte des „März" erörtert unser Mitarbeiter Hermann Bahr in der ihm eigenen originellen Weise „Das deutsche Problem", wie er die „große soziale Frage" der Arbeitslosigkeit nennt. Speziell jetzt, in den Zeiten der Wahlbewegung, dürften die klugen Worte des geistvollen Schriftstellers in Oesterreich interessieren. Bahr schreibt:

„Wer im alten Sinn liberal denkt und fühlt, so liberal wie Adam Smith, wie Lessing, Goethe, Schiller, wie noch die ganze Generation von 1848, muß es als ungerecht empfinden, daß der Arbeiter nicht den vollen Ertrag seiner Arbeit erhält, daß es Menschen gibt, die andere für sich arbeiten lassen, und daß es Menschen gibt, die arbeiten können und arbeiten wollen, aber dennoch, weil man keine Arbeit für sie hat, hungern müssen. Unsere Väter lehrten uns: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen! Und aus dieser guten alten liberalen Weisheit schlossen wir: Wer arbeiten kann und will, muß auch zu essen haben! Und nun stimmt das aber nirgends. Schon die eine Erscheinung der „Arbeitslosigkeit" allein macht einen menschlich gesunnten Menschen an unserer Ordnung des Lebens irre. Ein Engländer hat mir einmal gesagt: Ich schäme mich, einem Staat anzugehören, wo es Arbeitslose gibt! Nun ist es ja bei uns im Bürgertum nicht Sitte, so was laut zu sagen, aber man empfindet's doch ebenso. Der unpolitische Durchschnittsmensch empfindet, daß ein Staat, der nicht dafür sorgt, daß, wer Arbeit sucht, auch Arbeit findet, und der es zuläßt, daß dem Arbeiter ein Teil seiner Arbeit entwendet wird, um anderen ein arbeitsloses Einkommen zu sichern, allen unseren sittlichen Begriffen widerspricht, und so denkt er, daß jede Politik damit zu beginnen hätte, hier abzuhelfen, uns von dieser tiefen Unsittlichkeit zu heilen und Gerechtigkeit zu schaffen. Und wenn nun die Durchschnittsmenschen aber von den Politikern (auch von liberalen) hören, daß dies leider unabwendbar sei, so wollen sie lieber von Politik überhaupt nichts mehr wissen, da es ihnen, wenn schon unser ganzes öffentliches Wesen auf Unsittlichkeit und Ungerechtigkeit beruhen muß und doch einmal mit allen ihren Begriffen vom Rechten unverein bar ist, noch auf einige Unsittlichkeiten mehr im Detail nicht mehr ankommt und sie es vorziehen, mit einer so schmutzigen Sache, wie die Politik dann offenbar ist, nichts zu tun zu haben. Das ist heute in Deutschland das innere Verhältnis der ineisten anständigen Bürger zur Politik, die ja nun doch einmal das, worauf es ankommt, niemals anzufassen wagt. Nun sagt man aber vielleicht: Ja warum werden die denn nicht Sozialdemokraten? Weil, wer zum Bürgertum gehört und also für sich ja ein sicheres Stück Gegenwart besitzt, dieses nicht einer ungewissen Zukunft opfern will, die man ihm nicht einmal in festen Zügen zeigt, sondern nur von den geheimnisvollen Tendenzen der Entwicklung verspricht! Die heutige Welt empfindet der deutsche Durchschnittsbürger als ungerecht, er hat in ihr keinen Platz für seine Sittlichkeit. Darauf sagen ihm die Liberalen: Es geht aber nicht anders, es wird immer so sein! Und die Sozialdemokraten sagen ihm: Bevor nicht der große Zusammenbruch kommt, kann es nicht besser werden. Wann? Morgen? Uebermorgen? Wer weiß es? Er aber steht heute da und will heute leben? Und so kehrt er sich von aller Politik ab."

Und dann die Landarbeiter! Wohin sollen sie mit ihrer Not? Die Liberalen wie die Sozialdemokraten sind städtische Parteien und haben schon ein städtisches Vokabular, das dem Landarbeiter immer unverständlich bleibt.

Wer nun die Kraft hätte, dieses deutsche Problem zu lösen und das Stichwort zu finden, das den unpolitischen Teil des Bürgertums und die Landarbeiter in die Politik rufen könnte, mir das neue Buch Franz Oppenheimers („Theorie der reinen und politischen Oekonomie", bei Georg Reimer, Berlin) so wichtig, und ich wundere mich nur, daß man noch nirgends zu verstehen scheint, welcher politische Motor darin steckt. Hat Oppenheimer recht, dann ist unsere Ordnung von ihren Uebeln zu heilen, ohne daß wir erst durch irgendein Chaos müssen; wir haben dann nichts zu tun, als das Großgrundeigentum abzulösen, aus dem allein er die Landsucht, das Ueberangebot an Arbeit und den Profit erklärt, wir haben nur die „reine Oekonomie" herzustellen, eine Wirtschaft ohne Großgrundeigentum, in der der Lohn bei freier Konkurrenz den vollen Arbeitsertrag enthalten muß, wir haben nur endlich einmal wirklich liberal zu sein, indem wir den letzten „Feudalrest" austilgen, der das Großgrundeigentum ist, um morgen schon in einer Ordnung zu leben, die keinen mehr zwingt, unsere sittlichen Empfindungen zu verleugnen.

Ist das nicht ein Programm, das, wird es nur erst zu Schlagworten für den unmittelbaren politischen Gebrauch formuliert und dann noch sozusagen in den Dialekt der Landarbeiter übersetzt, die Kraft haben muß, das deutsche Problem zu lösen, indem es die Humanisten des Bürgertums und die Landarbeiter politisiert?

„Meine Kämpfe."

Vortrag des Architekten Adolf Loos.

Der bekannte Erbauer des Hauses am Michaelerplatz, der namentlich zuletzt vielfachen kritischen Angriffen ausgesetzt war, suchte sich in seinem vom Volksbildungsverein im Festsaal des Gewerbevereines veranstalteten Vortrag mit seinen Gegnern auseinanderzusetzen. Der Saal war dicht gefüllt, und es befanden sich im Publikum viele Vertreter der Kunst- und literarischen Kreise. Schon mit seinen ersten polemischen Sätzen stieß der Vortragende bei der Minorität auf heftigen Widerspruch, und besonders waren es zwei, offenbar dem Kunsthandwerk angehörende Herren, die durch lärmende Zwischenrufe und Lachen den Redner zu unterbrechen suchten. Die Majorität des Publikums reagierte mit stürmischem Beifall. Man erhob sich von den Sitzen, als die beiden Zwischenrufer sich nicht beschwichtigen wollten, und machte bereits Anstalten, die Ruhestörer aus dem Saal zu entfernen. Architekt Loos wendete sich an seine Gegner mit der Bitte, sich bis zum Schluß seines Vortrages zu gedulden, nach welchem er der gegnerischen Diskussion gern das Wort erteilen wolle. Starker Beifall und Widerspruch begleiteten die Auseinandersetzungen jedoch bis zuletzt. So verlief der ganze Abend, der mancherlei Anregendes brachte, unter starker Erregung des Publikums.

In seiner Polemik, die in eine Darstellung seiner eigenen Kämpfe auslief, unternahm Architekt Loos eine Scheidung zwischen Kunst und Handwerk, die er beide in ihrem Eigenwesen zu charakterisieren suchte. Der Kampf gegen die angewandten Künste, hauptsächlich gegen das Ornament, das nach seiner Ansicht auch in der modernen Kunst den Stil ersetzen will, wurde fortgesetzt. Er begann mit einer Apostrophe an die Natur, rühmte das einfache Bauernhaus, das nicht im Hinblick auf Schönheit gebaut wird, sich aber dennoch harmonisch seiner Umgebung einfügt und schön ist wie die Rose, die Distel, wie alles Natürliche. Warum aber schändet jeder Architekt den See, in dessen Nähe er eine Villa stellt? Weil er wie jeder Stadtbewohner keine Kultur besitzt. (Unruhe.) In der ersten Zeit der Baukunst gehorchte man der Stunde und blickte nicht in die Vergangenheit zurück. In neuerer Zeit aber begann man damit, daß man allerlei Schönheit aus der verschiedensten Zeit erborgte und Vorbilder aus dem Museen anhäufte. Man gründete Schulen, in welchen die Eleven verbogen und entwurzelt wurden. Man versuhe dabei wie in China, wo die Kinder in Vasen gesteckt und verkrüppelt werden. Das Ornament wurde das Alleinseligmachende. Der Weg der Kultur aber führt vom Ornament zur Ornamentlosigkeit. Wir sehen ja heute auch die Tätowierung, selbst wenn sie von einem Michel Angelo oder Kolo Moser ausgeführt werden sollte, als unschön, als eine Degenerationserscheinung an (Lärm). Wann wird es ins allgemeine Bewußtsein dringen, daß wir höher stehen als die Menschen der Gotik und Renaissance? Uns fehlt es an Kraft, Humpen zu schwingen, die Nachbildungen von Amazonenschlachten zieren. Unsere Schönheit ist die des nackten Steines. Weil man nur die ornamentalen Dinge aufbewahrte, hat man sich lange dem Irrtum hingegeben, daß in der Vergangenheit alle Gebrauchsgegenstände ornamentiert waren. Der Handwerker konnte nicht mit, vermochte die Dinge von Jahrtausenden nicht nachzuahmen und wurde ausgeschaltet. Der herrschende Mann wurde der, der in jedem Stile bauen konnte: der Architekt. Dieser bezog alles aus den Büchern und verdrängte mit seinem Reißbrett und seinen Zeichnungen den Bauhandwerker, der eine zu schwere Hand besitzt. Die meisten Aufträge erhielt nicht der, der am besten bauen kann, sondern wer auf dem Papier die schönsten Sachen herstellte. Aber der beste Zeichner ist oft ein schlechter Architekt und umgekehrt. Im Wesen jedes echten Bauwerkes liegt es, daß es wirkungslos in der Fläche bleibt. Die größten Geschmacklosigkeiten hat der Zirkel auf dem Gewissen.

Der Vortragende demonstrierte nun in mehreren Lichtbildern, wie die moderne Innenarchitektur vor seiner Arbeit im Café Museum aussah. Man sah die Gestaltungen Olbrichs in der Villa Friedmann in der Hinterbrühl, Sachen von Hofmann, Riemerschmidt und Pankok. Damals rühmte man noch die Musik der Schlangenlinien, all die grotesken Formen und Ornamente, die nun veraltet und geradezu komisch wirken. Diesen überwundenen Stil verbreitete Hofmann auf dem ganzen Erdball. Die Künstler, die nach einem neuen Stil riefen, welcher aber nichts war als ein neues Ornament, waren kulturell tief gesunken. Nur der Handwerker entging diesen Moden. An ihn, fuhr der Vortragende fort, wandte ich mich, an den Mann mit der blauen Schürze. Von ihm erbat ich es, daß er mich in die Mysterien des Handwerkes einweihe. Es galt da wieder anzuknüpfen, wo die Kette der Entwicklung durchrissen wurde. Architekt Loos schilderte, wie man vor Vollendung des Michaelerhauses die Polizei auf ihn hetzte. Diesem Hause wird man nun eine Fassade aufstehen und er gönne dem Stadtrat und dem Bauamt diese Blamage. (Langanhaltender Beifall.) Er habe Otto Wagner bei der Museumsfrage unterstützt, nicht weil ihm das Projekt gefallen, sondern um einen Künstler vor Banausen in Schutz zu nehmen, auch in der Besterbung, daß sonst ordinäre Zinshäuser auf den Platz hinkommen werden. Für ihn aber sei niemand eingetreten. Es war ein Kampf mit Kunstcliquen aller Schattierungen. Selbst von sogenannten modernen Kunstschriftstellern wurde ihm jedes schöpferische Talent negiert. Immer wieder aber sei festzustellen, daß das Kunstwerk eine Privatangelegenheit des Künstlers ist, die Architektur aber nicht. Sie ist im Gegensatz zur absoluten Kunst nicht revolutionär, sondern konservativ und ein Gemeingut. Der unglückseligen Verquickung von Kunst und Handwerk muß ein Ende gemacht werden. Man weiß ja heute in all der Verwirrung nicht mehr, was Kunst eigentlich ist, man verwechselt die Kultur mit Kunst und duldete, daß von der Kunst im Dienste des Kaufmannes gesprochen wurde. Man beging Sünden, die nie gutzumachen und zu verzeihen sind.

Das Publikum dankte dem Vortragenden durch stürmischen Beifall.

Persönliches von Mme. Curie.

(Ein Leben in völliger Zurückgezogenheit. — Der Haushalt der Gelehrten. — Das Aeußere der Frau Curie. — Wie sie liest. — Die Hungerjahre. — Die Bekanntschaft mit ihrem nachmaligen Gatten.)

Die Entdeckung des Radiums, die Frau Skodowska Curie zusammen mit ihrem Manne gelungen ist, hat den Namen dieser Frau, die eine der glänzendsten Gestalten der modernen Wissenschaft ist, über die ganze Welt hin getragen. Aber von ihrer Persönlichkeit, ihrem Entwicklungsgange und ihrer Lebensart ist wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Erst in jüngster Zeit haben sich bei Gelegenheit der Kandidatur von Madame Curie für die französische Akademie der Wissenschaften die französischen Blätter eingehend mit ihr beschäftigt, und auf Grund dieser Berichte wird nun in der amerikanischen „Current Literature" ein scharfgeprägtes, lebendiges Bild ihrer Individualität gezeichnet. Diese Frau, die durch ihre Lehrstellung an der Sorbonne und ihre großartigen Forschungen auf dem Gebiete der Radiumkunde in der wissenschaftlichen Welt an erster Stelle steht, führt ein Leben in völliger Zurückgezogenheit. Seit ihr Mann durch einen tragischen Unglücksfall ihr entrissen wurde, verbringt sie ihre wenigen freien Stunden nur noch mit ihren Kindern und in ihrem Haushalt. Die große Gelehrte ist auch eine gute Mutter. Ihre Tochter Irene unterrichtet sie im Nähen; ihre jüngste Tochter Eva, die mehr für wissenschaftliche Fragen Neigung zeigt, wird von ihr in die Anfänge der Chemie eingeweiht; die Mutter hat ihr eine hübsche Sammlung von radioaktiven Elementen angelegt, die eine stattliche Geldsumme gekostet haben. Mme. Curie macht ihren beiden Töchtern alle Kleider selbst, schneidet sie zu und näht sie, stopft ihre Strümpfe und sorgt für alle Kleinigkeiten.

Das Kochen wird von einem älteren Dienstboten besorgt, aber Mme. Curie läßt es sich nicht nehmen, die Omeletten, in deren Zubereitung sie Meisterin ist, eigenhändig zu machen. Für den Haushalt kauft sie selbst ein, und man sieht sie nicht selten mit einem großen Markkorb nach Hause kommen; ja, Mme. Curie besorgt sogar nicht selten die Wäsche selbst, da ihr die Waschfrauen nicht gut genug waschen. Natürlich sieht nun diese gute Hausfrau nirgends in den glänzenden Versammlungen, in denen sich die geistige und soziale Elite der Pariser Gesellschaft ein Rendezvous gibt. Unter den hocheleganẗen, verführerischen Frauen jener Sphäre würde sich diese Polin auch seltsam ausnehmen in ihrer einfachen, fast ärmlichen Kleidung, mit ihrer so unauffälligen Erscheinung, von der ein kalter Hauch des schärfsten Verstandes ausgeht. Ihr Aeußeres wirkt, so hat sie ein Beobachter charakterisiert, „etwas ausgewaschen, wie wenn alle Farben verblichen und alle Flammen erloschen wären". Sie ist klein, ihr Teint blaß und fahl, von einer ungewissen Zwischenfarbe, ebenso wie die braunen Haare, die bereits ins Grau spielen. „Auch von ihren Augen ist man versucht, zu sagen, sie seien grau, aber bei näherem Hinsehen sieht man, daß sie einen blauen Schimmer haben. Alle Farbe wird ausgelöscht von der kühlen, nüchternen Klarheit dieses Blickes." So, in eine eisige Atmosphäre der souveränen Selbstbeherrschung und der strengsten Zurückhaltung eingehüllt, erscheint diese Frau den Franzosen „als der leidenschaftslose Geist der reinen Wissenschaft".

Mit ruhig monotoner Stimme hält sie an der Sorbonne ihre Vorlesungen; ihre Bewegungen sind so kalt und gemessen wie ihr Aussehen. Niemals hebt sie die langen, schlanken und anmutigen Arme, starr und steif steht sie da als Priesterin der Wissenschaft. Menschliche Empfindungen und Gefühle scheint sie kaum zu kennen; niemals ist sie überarbeitet, mag sie auch noch so lange im Laboratorium tätig sein. Stets hat ihr Vortrag die gleiche eiserne Logik und befreiende Klarheit. Sie spricht sehr gut Französisch, wenn auch mit einem deutlichen polnischen Akzent. Marie Skodowska hat in ihrer Jugend in der Heimat all die Qualen einer armen und unterdrückten Menschenklasse kennen gelernt. Ihr Vater war ein verarmter Lehrer, und sie mußte bald sehen, ihr Brot selbst zu verdienen. So wurde sie denn in Rußland Gouvernante und hatte die Töchter eines Edelmannes in Französisch, Latein, Musik und im „guten Ton" zu unterrichten. Ihr Herz war leidenschaftlich ergriffen für die revolutionäre Bewegung; sie war die einzige Idee, der diese scheinbar so temperamentslose Polin ihre Kräfte weihte, bevor die Wissenschaft an Stelle der Politik trat. Bei einer der vielen Untersuchungen gegen die Revolutionäre wird schließlich auch ihr Name genannt; ihr Leben ist in Gefahr, sie entflieht in Verkleidung aus Rußland und hungert sich nach Paris durch.

Als Marie in Paris ankam, besaß sie nur 50 Frank; sie lebte zunächst nur in einer kleinen Dachkammer, deren einziges Meublement eine harte Lagerstatt und ein Stuhl waren. Ihre Nahrung bestand in etwas Schwarzbrot, das sie in Milch tauchte. Diese langen Hungerjahre haben vielleicht ihre Gestalt so ausgetrocknet. Als sie sich wieder bessere Nahrung gönnen konnte, mußte sie sich erst langsam an den Geschmack von Wein und Fleisch gewöhnen. In Paris erwachte ihre Leidenschaft für die Naturwissenschaften und besonders für die Chemie, mit der sie sich schon früher am liebsten beschäftigt hatte. Ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, in einem Laboratorium arbeiten zu dürfen. Aber wer wollte das mittellose, unbekannte Mädchen aufnehmen? Schließlich wurde sie in einem Laboratorium, in dem damals Professor Lippmann im Auftrage der Sorbonne Untersuchungen anstellte, zum Heizen des Ofens und Reinigen von Flaschen angestellt. Hier erkannte man bald ihre außer-